東京大學圖書
0004317822
東京大学総合図書館
鷗外

K900
10

Der Schnitt in ein Geschwür thut weh.
Flach.

Der

DEUTSCHE PROFESSOR

der

Gegenwart.

Von

Dr. Johannes Flach,
v. Universitätsprofessor.

8 172

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1886.

Mannes zu lesen, der eben seine Sporen in einem kleinen Zweig der Wissenschaft verdienen will und nun, wie ein kleiner Roland, anficht gegen ältere und erfahrenere Gelehrte und ihnen Grobheiten sagt, wie er sie von seinem verehrten Lehrer in der Vorlesung gehört hat. In der That ist der Ton in solchen Arbeiten bisweilen in hohem Grade beklagenswerth, und die jungen Leute, die zu diesem oder jenem Freund sich brüsten, den oder jenen Professor gehörig abgetrumpft zu haben, ahnen gewöhnlich nicht, wie überaus lächerlich die Wirkung dieser Aggressivität bei dem Gegenstand ihres Zornes sei, und wissen nicht, welchen Angriffen sie ausgesetzt sein würden, wenn sie losgelöst von den Gedanken und dem Einfluss ihres Lehrers später einmal selbständig in der Wissenschaft weiter arbeiten sollten. Wüssten sie das, so würden sie sich in ihrer Erstlingsarbeit der grössten Bescheidenheit befleissigen, eingedenk des Spruches, dass Bescheidenheit die Jugend ziere, und dass es aus einem Wald heraustöne, wie man hineinschreit. Es ist bedauerlich, sagen zu müssen, dass ein sehr grosser Theil deutscher Jugendarbeiten einen unehrerbietigen, unangemessenen und anmassenden Ton gegen ältere Vertreter der Wissenschaft aufweist.

Jene Misshandlung seitens der Professoren hat aber noch eine zweite unangenehme Consequenz. In früheren Zeiten absolvirte der Student weit häufiger sein Studium auf einer einzigen Hochschule.

Heute, wo einerseits alle Communicationsverhältnisse weit günstiger sind, andererseits auch die Vermögen der Einzelnen einen mächtigeren Aufschwung genommen haben, pflegen die Studenten zum wenigsten zwei Hochschulen zu besuchen, mitunter drei bis vier, indem die vermögenderen Norddeutschen eine Zeit lang auch auf einer süddeutschen Hochschule zu studiren pflegen. Für diesen Fall sind die ungünstigen Urtheile, die sie von ihrem früheren Lehrer gehört haben, für das Annehmen der Vorlesungen von entscheidender Wirkung, denn nur wenige sind so reif, dass sie im Stande sind, bei einer absprechenden Behauptung das Falsche von dem Wahren abzuziehen. Man muss nur in den Eisenbahncoupés nach den Ferien die Unterredungen der den einzelnen Universitäten zuströmenden Studenten öfters gehört haben, um die Wahrheit dieser Behauptung einzusehen. „Wirst du auch bei Professor X. hören?“ „I Gott bewahre!“ „Warum denn nicht?“ „Na, du weisst ja, Y. hat über ihn immer sehr abfällig gesprochen!“ So wird ein vielleicht recht guter Docent und Lehrer dadurch geschädigt, dass ein wissenschaftlicher Gegner ihn in seiner Vorlesung schlecht zu machen pflegt. Oder auch: „Y. hat gesagt, der sei nicht nöthig zu hören“ und Aehnliches.

Dieser Ton der Professoren hat aber noch eine weit bedauernswerthere Folge, die zunehmende Impietät der Studenten gegen ihre Lehrer, die allerdings

Auflagen zählenden Consum hervorzubringen vermögen, bei der zweiten Classe derselbe Einfluss von Professoren, Docenten, Akademikern ausgeübt wird (oftmals nur indirect, indem die Studenten eben das Handbuch ihres Professors sich anschaffen), übt bei der dritten Classe heute das gutmüthige Publicum durch seine zahlreiche Theilnahme einen ausserordentlichen Druck auf diese Art der Litteratur aus, die heute die allergrössten Dimensionen angenommen hat, ohne dass man behaupten darf, dass der Höhepunkt dieser hereinbrechenden Fluth bereits erreicht ist. Zweifellos ist die grosse Bewegung seit dem deutsch-französischen Kriege, der beginnende Luxus und die Zunahme des Reichthums in Deutschland von dem grössten Einfluss auf die Entwicklung dieser Litteratur geworden, die man mit dem allgemeinen Namen „Salonlitteratur“ bezeichnen kann, da sie in den meisten Fällen die Aufgabe hat, nicht gelesen zu werden, sondern den Salon eines reichen Mannes zu schmücken, wie auch in den illustrirten Werken der Text keine Bedeutung zu haben pflegt, sondern nur die im Augenblick aufzuschlagenden und zu geniessenden Illustrationen. Die drei angeführten Gattungen haben die Eigenschaften gemeinsam, dass die Autoren dabei keine allzu mühsame Arbeit haben, dass sie alle gut zu stehen pflegen und dass die Verleger glänzende Geschäfte machen. Von einem modernen Geschichtswerk dieser Art wird uns als Honorar für zwei (je in Jahresfrist zu erscheinende),

nicht umfangreiche Bände sechs- bis achttausend Mark bezeichnet.

Es braucht nicht betont zu werden, welchen Umschwung diese pucuniären Beziehungen in der geistigen Arbeit hervorgebracht haben. Während früher hin und wieder Gelehrte, welche ein Menschenalter an Gelehrsamkeit und Sammelfleiss hinter sich hatten, Hand- und Lehrbücher schrieben, fangen heute jüngere Gelehrte, die kaum auf irgend einem kleinen Gebiet eine selbständige Untersuchung gemacht haben, mit Handbüchern an, weil sie gut bezahlt werden. Während früher nur die berühmtesten Autoren herangezogen wurden, um ein grösseres illustrirtes Werk herauszugeben, mit deren Namen die Verleger prunken konnten, drängen sich heute im regen Wetteifer ganz unbekannte Gelehrte an solche Unternehmungen oder werden von den industriellen Verlegern herangelockt, um den materiellen Vortheil davon zu geniessen. Viele, die unter dem Druck der theilweise so ungünstigen Docentenverhältnisse an den deutschen Hochschulen leiden, werden mit Gewalt in den Kampf um das Dasein in diese litterarische Thätigkeit hineingedrängt. Eine natürliche Grenze dieser Bewegung wird erst erreicht werden, wenn die Salontische aller Rentiers und Privatiers in Deutschland beladen und ihre Glasschränke angefüllt sind; erst dann wird voraussichtlich eine Stockung eintreten, die ebenso wenig mit dem Mangel eines Bildungsbedürfnisses bei uns in

Zusammenhang stehen würde, wie die jetzige Hochfluth derartiger Unternehmungen einem wirklichen Bildungsbedürfniss entspricht.

Zwei Mittel dürfte es geben, welche eine totale Aenderung und Besserung in diesen Verhältnissen herbeiführen könnten. Das eine ist kaum erreichbar — wenigstens voraussichtlich nicht in den nächsten Jahren — und hängt von der Beschaffenheit des deutschen Publicums ab, das andre ist erreichbar und liegt in der Hand der Verleger. Wenn das wohlhabende deutsche Publicum die Vornehmheit der Engländer und Franzosen in den besseren Lebensclassen hätte, bei denen es Ehrgeiz ist, eine gute Bibliothek zu besitzen und auch wissenschaftliche Bücher zu kaufen, die sie nicht einmal zu lesen beabsichtigen, so würde der Markt der wirklich wissenschaftlichen und gelehrten Bücher in Deutschland ganz andre Dimensionen annehmen, und die Verleger könnten von vorne herein diese Arbeiten mit grösserem Vertrauen begrüssen, unter denen es manche giebt, die in grösserer Anzahl in England als in Deutschland gekauft werden. Ein zweites Moment aber hängt gänzlich von den Verlegern ab. Die Honorare für wissenschaftliche Bücher liegen im Wesentlichen so, dass für Arbeiten aus den philosophischen Facultäten mit 15 Mark, 20—30 Mark, vielleicht auch einmal 40 Mark per Bogen bezahlt werden, aus den medicinisch-naturwissenschaftlichen Fächern vielleicht etwas höher von 30 Mark ab (was damit

zusammenhängt, dass die Aerzte durchweg weit besser gestellt sind, als die Gymnasiallehrer und deshalb viel mehr kaufen können). Sehr viel höhere Honorare kommen nur bei Handbüchern vor, bei denen sofort auf einen grösseren Absatz gerechnet werden kann. Ein Buch, zu dem ein Gelehrter (abgesehen von der ganzen Vorbildung) mehrere Jahre angestrengten Arbeitens gebraucht hat, wird daher kaum 1000 bis höchstens 3000 Mark Honorar einbringen. Hier könnte nach unsrer Ansicht eine grössere Ausgleichung stattfinden, indem die grossen Verleger der deutschen Metropolen, welche in gesicherten und glänzenden Vermögensverhältnissen sich befinden, bei einem wirklich guten Buch, das aber den natürlichen Verhältnissen gemäss nur auf einen beschränkteren Leserkreis zählen kann, grössere Honorare bezahlen und dadurch etwas von dem Gewinn an die gelehrten Autoren abtreten, den sie von Schulbüchern, Handbüchern und belletristischen Werken haben, die doch nicht selten von unbedeutenden Autoren verfasst werden.

Thatsächlich liegen aber heute die Verhältnisse so, dass die Verleger gewöhnlich bei kleineren Monographieen Schaden haben (der aber in einem grossen Geschäft nicht sehr in die Wagschale fällt), dass aber bei einem einigermassen grösseren Werk, das sechs bis zehn Mark kostet, wenn eine Auflage verkauft wird, der Verleger nach Abzug der Kosten und des Honorars ein sehr gutes Geschäft gemacht

eine ganz bedeutende (aus vielen tausend Bänden bestehende) Bibliothek mit den vorzüglichsten Erzeugnissen der deutschen, französischen und englischen Litteratur besitzen, so giebt es bedauerlicher Weise in Deutschland nicht wenige, welche mit einigen Bänden „Daheim“ und einigen Jahrgängen „Lahrer Hinkende Bote“ völlig zufrieden gestellt sind. Und wie in England grosse Banquiers berühmte Forscher und Geschichtsschreiber gewesen sind, so wird es in Deutschland nicht wenige geben, welche ihr geistiges Bedürfniss mit der „Börsenzeitung“, der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ und dem „Ulk“ zu befriedigen pflegen. Leider, leider! Die Gründe dieser Verschiedenheit aufzuzählen, gehört nicht hierher. Aber derjenige wird sich ein grosses Verdienst erwerben, der hier Wandel schaffen könnte!

IV.

Die akademische Doctorfabrik.

Noch ist in aller Gedächtniss, in welcher Weise vor einigen Jahren ein moralischer Ansturm gegen die deutschen Doctorfabriken unternommen wurde, und ebenso ist allen betheiligten Kreisen bekannt, welchen Nutzen dieser Sturm hatte und um wie vieles besser manches seitdem geworden ist. Besonders ist wohl eine Einrichtung von den meisten — oder können wir hoffen von allen? — deutschen Hochschulen verbannt worden, dass der Doctorgrad auch in absentia gemacht werden darf, in welchem Punkt bekanntlich mehrere Universitäten Deutschlands eine sehr laxe Praxis eingeführt hatten. Wenn man aber nun der Ansicht sein sollte, dass alle Unzuträglichkeiten, welche die Erwerbung des akademischen Doctorgrades im Gefolge hatte, jetzt abgeschnitten seien, so dürfte man sich einen schweren Irrthum zu Schulden kommen lassen. Zweck dieser Zeilen aber ist, auf einige der noch bestehenden aufmerksam zu machen.

Zunächst kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Werth des in Deutschland errungenen Doctorgrades je nach der Hochschule oder der Facultät, an welcher er gewonnen ist, ein sehr verschiedener sein muss. Während an einzelnen Hochschulen früher eine ganze Facultät beim Examen prüfen durfte, und nicht selten sechs bis acht Professoren thatsächlich sich daran betheiligten, die aus allen möglichen Fächern Fragen stellten, auch solchen, mit denen sich der Candidat niemals beschäftigt hatte und beschäftigt haben konnte — uns ist nicht bekannt, ob dieser Modus schon abgeschafft sei — genügen heute bei den meisten Facultäten drei Fächer, in denen geprüft wird. Einige aber, die besonders mild gestimmt sind, begnügen sich mit einem Haupt- und einem Nebenfach. Da nun als Haupt-

fach in solchen Fällen meistens das Gebiet gilt, aus welchem die Dissertation gewählt ist, worüber eine Reihe von Fragen — wohl ausschliesslich auf die Arbeit bezüglicher — gestellt wird, so geschieht thatsächlich die Prüfung nur in einem Fach, da die Fragen, die zur Arbeit gehören, gewöhnlich nur darüber Gewissheit verschaffen sollen, ob der Candidat die Arbeit allein und mit selbständiger Benutzung der Quellen angefertigt hat.

Entsprechend dieser sehr bedeutenden Discresanz an einzelnen Hochschulen ist nun auch die Zeitdauer verschieden, die ein Doctorexamen beansprucht. Einige Facultäten gebrauchen dazu drei Stunden — sogar Fälle von vier Stunden sind bekannt geworden —, andre eine oder dreiviertel Stunden, ja es sind auch Doctoren mit einem halbstündigen Examen davon gekommen, besonders dann, wenn es die Facultät sehr eilig hatte und entweder mehrere Canditaten hintereinander prüfen oder nachher noch andere Gegenstände berathen musste.

Weitaus die grössten Differenzen aber bestehen hinsichtlich des Massstabes, der an die angefertigte Doctorarbeit gelegt wird. Während vornehmere Facultäten, besonders in Preussen, hierbei die grösste Strenge zeigen, so dass kaum eine Arbeit Berücksichtigung findet, die nicht gleichsam unter den Augen des Ordinarius gemacht ist, d. h. doch in den meisten Fällen, die nicht eine wissenschaftliche Zusammenstellung oder ein wissenschaftliches Resultat aufweist,

zeigen andre eine solche Milde der Auffassung, dass sie von einem wissenschaftlichen Charakter der Arbeit gänzlich absehen, ja, dass sie sogar Arbeiten, die für ein Oberlehrer- oder Staatsexamen irgend wo anders gemacht waren, ohne Bedenken als Dissertation acceptiren. Ebenso giebt es auch Facultäten, welche öfters Arbeiten angenommen haben, die von andern für ungenügend erklärt worden waren. Denn davon wollen wir schweigen, weil es immer wieder bestritten wird, dass auch einige Facultäten den Doctorgrad ganz ohne Arbeit verleihen können. Sollte dies aber wirklich vorkommen, so wäre es zweckentsprechend, solche Fälle zur allgemeinen Kenntniss zu bringen.

Im Zusammenhang hiermit steht nun eine zweite Erleichterung, dass einige Facultäten Deutschlands — und darunter sehr namhafte — keinen Druckzwang ausüben, sondern sich mit einer geschriebenen Arbeit begnügen. Auffallender Weise gehört hierzu die philosophische Facultät in Tübingen. Da es bedeutende Männer giebt, welche diesen Modus durchaus für den richtigen halten, so verlohnt es der Mühe, die Gründe, die dafür oder dawider sprechen, aufzuzählen. Als Hauptgrund, der für diese Praxis spricht, pflegt man anzuführen, dass die Litteratur durch die Fülle der Dissertationen, welche der jährliche Büchermarkt aufweist, in einer so erschreckenden Weise vermehrt wird, dass jemand, der heute über diesen oder jenen Gegenstand arbeitet und mit

Gewissenhaftigkeit alles Material benutzen will (und in manchen Fächern wird bekanntlich auf die Benutzung des gesammten Materials das grösste Gewicht gelegt), gar nicht mehr durchkommen kann, wenn er alle Doctordissertationen zu Rathe ziehen muss. Ausserdem aber behauptet man, dass der grösste Theil aller Dissertationen wissenschaftlich so wenig förderndes oder neues enthalte, dass diese besser nicht gedruckt würden, sondern der Vergessenheit anheimfielen.

Wenn diese Argumente richtig sind, woran wir nicht zweifeln wollen, so beweisen sie nur das eine, dass in vielen Fällen heute doctorirt wird, und dass es von allgemeinem Nutzen wäre, wenn die Anzahl der Doctorirenden erheblich eingeschränkt und niemand zugelassen würde, der nicht wirklich wissenschaftlich etwas geleistet hat. Aber indem man zu einem Mittel greift, welches allerdings die litterarische Maculatur verringert, aber die Zahl der Doctorirenden erheblich vermehrt, schraubt man den Doctorgrad auf ein viel tieferes Niveau herab, als es im andern Fall möglich ist. Zunächst wird nämlich die Erwerbung des Doctorgrades dadurch weniger kostspielig, und einer grösseren Anzahl zugänglich. Dann ist es aber zweifellos, dass eine Arbeit, die zum Druck gelangt, unter allen Umständen anders angefertigt werden muss, als eine, die, nachdem sie vom Ordinarius begutachtet ist, vielleicht in den Papierkorb oder in einen Actenständer wandert, selbst wenn die

gedruckte Arbeit keine besondere wissenschaftliche Bedeutung haben sollte. Endlich unterliegt die gedruckte Arbeit — selbst wenn sie nicht in den Buchhandel kommt — einer gewissen öffentlichen Controlle, und es braucht gar nicht daran erinnert zu werden, wie oft es in den letzten Jahren vorgekommen ist, dass einzelne Canditaten versucht haben, mit fremden Arbeiten oder Uebersetzungen fremdländischer ihren Doctor in Deutschland zu machen, was weit schneller entdeckt wird, vorausgesetzt, dass das Versehen in der Facultät vorgekommen ist, wenn einer grösseren Zahl von Lesern die Arbeit zur Verfügung steht. Zu bemerken ist, dass nach einer preussischen Verfügung vom 7. März 1877 nur derjenige nichtpreussische Doctortitel officielle Geltung hat, der auf Grund mündlichen Examens und gedruckter Dissertation erlangt ist. Beispielsweise würde also der Doctortitel der philosophischen Facultät in Tübingen keine Geltung haben, wenn nicht Druck der Dissertation erfolgt wäre.

Es ist daher kein Zufall, dass Facultäten, welche geringere Anforderungen stellen, ganz besonders aber keinen Druckzwang ausüben, sehr bald einen gewissen Ruf bekommen, von Candidaten aus allen Provinzen überschwemmt und selbst von Ausländern, wie Rumänen, Siebenbürgen, Griechen, Asiaten und andern Völkerschaften mit Vorliebe aufgesucht werden, die durch den Ruf der Milde sich angezogen fühlen. Oftmals kommen die Candidaten aus weiter

tierung gegeben ist, wie sie die Professoren besitzen, die nur zu leicht die Frage nach dem Vermögen des zu berufenden allen andern Fragen voranzustellen geneigt sind. Ein vermögender und deshalb unabhängiger Beamtenstand wird für den Staat nur von Nutzen sein. Man erinnere sich, dass die höheren Beamten der grossen Republiken des Alterthums nur Ehrenämter hatten, für welche der Staat nichts zahlte!

VII.

Die deutsche Kritik.

Wer die französischen und englischen Anzeige- oder Recensionsblätter mit den deutschen vergleicht, der wird schon auf den ersten Blick eine grosse Verschiedenheit zwischen jenen und diesen wahrnehmen können. Während jene, selbst wenn sie tadeln, absprechen oder ganz verwerfen, niemals die Höflichkeit aus den Augen lassen und vor allen Dingen niemals die Persönlichkeit selbst angreifen oder despectirlich behandeln, finden wir in den deutschen Blättern nicht selten einen sehr unhöflichen, ja bisweilen geradezu groben oder brutalen Ton. Zwar gilt dies nicht von allen Disciplinen in gleicher Weise,

und die einen haben vor den andern den Ruhm einer grösseren Ruhe, Unbefangenheit und — um es kurz zu sagen — eines grösseren Anstands voraus. Desto beklagenswerther sind wieder die Ausschreitungen in andern Fächern, und es braucht hier nicht aufgezählt zu werden, wie oft in deutschen Blättern ein Gelehrter die Arbeit eines andern für den Papierkorb empfohlen, oder die mehrjährige Arbeit eines Collegen als Makulatur bezeichnet hat. Es genügt ferner an Ausdrücke, wie Stupidität, Impotenz, Bornirtheit u. a. zu erinnern. Deshalb verlohnt es einmal der Mühe, den Ursachen dieser befremdenden und auffallenden Thatsache nachzuspüren und zu untersuchen, ob sie mehr den Eigenschaften und Zuständen der Deutschen entsprechen oder unsern Einrichtungen, oder ob beide einen gleichen Antheil daran haben.

Zunächst wird man kaum in Abrede stellen können, dass der Germane vor allen andern Culturvölkern Europas die grösste Entwicklung der Individualität zeigt, ein Zug, der besonders auf dem geistigen Gebiet bemerkbar ist. Es kann daher kaum von einem germanischen Charakter etwa in der Weise die Rede sein, wie vom Charakter der Italiener, der Spanier oder der Franzosen. Schon die einzelnen Länder und Provinzen zeigen daher — zum grössten Theil auch in Folge der verschiedenen Stämme- und Raçemischungen, die in ihnen stattgefunden haben — eine ganz bemerkenswerthe

Verschiedenheit, und der ruhige und zähe Ostpreusse, der ehrliche und schwerfällige Pommer unterscheiden sich von dem lebhaften und heissblütigen Rheinländer oder Badenser mehr, als diese vielleicht von den Romanen gewisser Gegenden. Im allgemeinen ist das Temperament der nördlichen Gebiete Deutschlands phlegmatischer, das der südlichen hitziger und sanguinischer, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass wieder eine geographische Lage, wie das Wohnen auf einem Plateau oder am Meer oder bestimmte klimatische Einflüsse gewisse charakteristische Eigenschaften für sich erzeugen. Die Heimath der lebhaften Temperamente pflegt eine höhere Cultur zu haben, die der phlegmatischen eine grössere Intelligenz.

Die ernsteste Folge dieses Unterschiedes ist nun, dass die einzelnen Individuen, die an jenen Eigenschaften Theil nehmen, viel zu sehr geneigt sind, ihre Art für die richtige und allein normale zu halten, womit dann in den meisten Fällen die Unterschätzung eines abweichenden Wesens verbunden ist. Im Allgemeinen wird man die Beobachtung machen können, dass die lebhaften Temperamente sich von den phlegmatischen abgestossen fühlen, während diese auf jene herabzusehn pflegen, weil eine dauernd ausströmende Lebhaftigkeit gewöhnlich mit geringerer Durchbildung, mit grösserer Oberflächlichkeit, mit mehr Unkenntniss und grösseren Irrthümern gepaart zu sein pflegt. Für die exacte

Wissenschaft ist daher ohne Zweifel das phlegmatische Temperament von weit grösserem Werth, als das lebhafte und sanguinische. Es ist daher kein blosser Zufall, dass der Norden Deutschlands für die Wissenschaft unendlich mehr geleistet hat, als der Süden, während dieser wieder an Künstlern reicher gewesen ist, und gemäss seiner grösseren Begabung an Phantasie sich einerseits mehr der Poesie, andrerseits mehr der philosophischen Speculation in die Arme geworfen hat. Ja, dieses mehr träumerische oder beschauliche Wesen hat bewirkt, dass schon die Frage aufgeworfen ist, ob der Süden überhaupt die subtile Detailarbeit, wie sie die norddeutsche Ruhe, die norddeutsche Zähigkeit und das Phlegma vorzugsweise hervorgebracht und cultivirt haben, jemals in einer ähnlichen Weise aufzubringen im Stande sein werde. Freilich dürfen wir nicht verhehlen, dass einige Culturhistoriker Zweifel angeregt haben, ob die wissenschaftliche, so sehr in Einzelheiten sich zersplitternde Entwicklung der letzten Jahrzehnte sich nicht zu sehr von dem grossen, ganzen und bedeutenden, dem eigentlichen Kern oder der Idee entfernt und in unbedeutenden Kleinigkeiten verloren hat, doch auf diese Frage einzugehn, ist nicht rathsam.

Wenn wir daher mit wenigen Worten die Verschiedenheit des Nordens und Südens auf dem geistigem Gebiet charakterisiren wollen, so werden wir finden, dass die gleiche Verschiedenheit sich auch in dem ganzen politischen Leben Deutschlands in

derselben Weise widerspiegelt. Der Norden zeigt in der Politik grössere skeptische Ruhe, daher mehr Opposition und mehr Liberalismus, und sehr schwer wirkliche Begeisterung, der Süden lebhaftere Empfindung und Beschaulichkeit, daher schnellere leidenschaftlichere Begeisterung und mehr Conservativismus. In der Wissenschaft wird der Norden mehr die schweren, gelehrten, materialreichen und Material verarbeitenden Arbeiten liefern, der Süden mehr die eine Idee mit Lebhaftigkeit und Wärme durchführenden. Als Beispiel für jene Klasse kann Mommsen's römische Geschichte dienen, als Beispiel für diese Strauss' Leben Jesu. Einzelne glänzende Ausnahmen, wie Zeller's Geschichte der griechischen Philosophie und Teuffel's römische Literaturgeschichte werden an dieser Norm nichts ändern können. Die erste Richtung kann sich leichter von offenbaren Irrthümern freihalten, die zweite schwerer. Beide werden naturgemäss sich nicht selten befehden und im allgemeinen sich nicht mit grosser Hochschätzung behandeln, wofür zahlreiche Beispiele vorliegen.

Aus der schöngeistigen Literatur unsrer Zeit wird es genügen, nur ein Beispiel anzuführen, an welchem sich diese Verschiedenheit des Temperaments und seine Einwirkung auf Geschmack und Urtheil am deutlichsten nachweisen lässt. Wenn wir die deutsche Romanliteratur der letzten Jahre verfolgen, so lassen sich zwei Richtungen leicht unterscheiden: der sociale oder socialpolitische Roman,

der in der Jetztzeit spielt, und der historische, der nicht selten aus dem Mittelalter, gewöhnlich aber aus dem Alterthum seine Stoffe nimmt. Den letzteren hat man auch den realistischen, oder wenn er eine zu grosse Sorgfalt auf das Portraitiren der alten Einrichtungen verwandt hat, den archäologischen Roman genannt. Wenn wir nun die gewöhnliche Definition des Romans ins Auge fassen, wonach doch eben der Stoff nur poetisch sein und poetisch behandelt sein soll, so unterliegt es keinem Zweifel, dass beide Richtungen ihre Berechtigung haben, sofern sie sich von tendenziöser Schilderung freihalten, d. h. der eine nicht rein politisch wirken will, der andre nicht daranf ausgeht, die philologischen oder archäologischen Kenntnisse zu bereichern. Dasselbe gilt naturgemäss auch von den Novellen. Dem Dichter steht zweifellos die ganze Weltgeschichte zu seiner Verfügung. Dennoch gibt es heute eine ganze Gruppe von Kritikern — und darunter sind hervorragende Namen — welche keine Gelegenheit vorüber lassen, um ihre Missachtung des antikisierenden Romans zu erkennen zu geben. Warum? Warum will man eine Richtung unterdrücken, die ihre Berechtigung hat? Ausserdem liegt ja auf der Hand, dass hierbei die besondere Vorliebe allein durch das Temperament entschieden zu werden pflegt, indem der skeptische Mensch sich mehr für den politischen Roman begeistern wird, der beschauliche mehr für den historischen. Der eine wird vielleicht Spielhagen

am meisten verehren, der andre Felix Dahn. Im allgemeinen werden die socialen Romane daher im Norden mehr gelesen, als im Süden, die historischen umgekehrt. Die grossen Städte des Nordens mit ihrem entwickelten politischen Leben und Treiben liefern die Hauptverehrer des socialen und politischen Romans. Die beiden Richtungen werden stets ihre Vertreter, Verehrer und zahlreiche Leser finden, warum soll der einen durch stetes Absprechen, Abkanzeln, Herunterreissen der Appetit verdorben werden?

Wenn wir so mit wenigen Worten berührt haben, in wiefern durch die grosse Verschiedenheit des Temperaments deutscher Stämme und Individuen eine Unterschätzung der gegenseitigen Leistungen ermöglicht wird, so kommt diese dennoch weit weniger in Betracht, als die deutschen Einrichtungen und Zustände, welche die Misshandlung eines einzelnen in hohem Grade begünstigen. Das erste Moment, dass hier angeführt werden muss, ist die Schule. Wie es in der Kunst Schulen gibt, deren Hauptdifferenz wohl darin besteht, ob sie mehr dem Idealismus oder dem Realismus huldigen, oder mit anderen Worten und kurz gesagt, ob sie den Cultus der Madonna vorziehn oder den des nackten Weibes, — so gibt es auch solche in der Wissenschaft, wenn auch da die trennenden Differenzen weit unbedeutender zu sein pflegen. Aber in jedem Fall zeichnet sich Deutschland durch die grosse Anzahl seiner

Schulen aus. Die eine Schule will deutsch schreiben, die andre lateinisch, die eine legt das grösste Gewicht auf die formelle Darstellung, die andre ein weit geringeres, die eine hält überhaupt die Darstellung für die Hauptsache, die andre mehr die Verwerthung des Materials und die Quellenanalyse, die eine empfiehlt mehr die Production, die andere die receptive Thätigkeit. Die einen wollen das gesammte Material in Anmerkungen unter oder hinter den Text angeführt haben, die andern wollen es mehr im Text verarbeitet haben. Eine der bedeutsamsten Schuldifferenzen in der Philologie, welche zur Kenntniss des grossen Publikums gekommen sind, ist bekanntlich „die homerische Frage“ und im Anschluss daran „die Nibelungenfrage“, wo die Lachmann'sche oder Berliner Schule in beiden Fällen die Liedertheorie aufgestellt und unter allen Wandelungen und Kämpfen aufrecht erhalten hat. Diese Frage hat eine grosse und heute kaum noch zu bewältigende Literatur im Gefolge gehabt. Die wenigsten Punkte aber, welche Schulen zu trennen pflegen, haben auch nur annähernd eine ähnliche Bedeutung, wie jene für die Entstehung des Volksepos so wichtige, wenn sie auch in keiner Weise und zu keiner Zeit lösbar werden wird, wie jeder Unbefangene einsehen muss. Dennoch ist der Kampf auf allen Seiten zeitweise mit Erbitterung geführt worden, und es ist eine der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens, dass niemals schärfer,

gröber und sicherer gesprochen worden ist, als über Fragen, die bestimmt sind, immer in Dunkel gehüllt zu bleiben. In jedem Fall dauert auch noch heute fast auf allen Gebieten menschlichen Wissens die Befehdung der Schulen fort, die sich nicht selten im Absprechen, Schimpfen, Insultiren u. s. w. Luft zu machen pflegt.

Und damit kommen wir gleich zu der am meisten in die Augen springenden Eigenschaft deutscher Recensionen. Wenn der Ton um so schroffer zu werden pflegt, je weniger Sicherheit über einen Punkt herrscht, oder je weniger überhaupt herauszubekommen ist, so pflegt der deutsche Gelehrte vorzugsweise der einen Unsicherheit eine zweite entgegenzusetzen. Während wir daher in den französchen Blättern, besonders in der „Revue critique", ein liebevolles Eingehen auf den Inhalt der anzuzeigenden Schrift bemerken, was das wichtigste der Recension zu sein pflegt, fehlt dieses bei den deutschen Blättern in den meisten Fällen fast ganz, und der Kritiker begnügt sich damit, seine oppositionellen Punkte hinzusetzen, oder ein paar gleichgültige Fehler anzukreiden. Fürwahr eine ganz absonderliche Art von Referat, die aber so gebräuchlich ist, dass sie in Deutschland gar nicht mehr auffällt! Man kann meistenteils sagen, dass der Leser gar nicht mehr erfährt, was überhaupt in einem Buch drinsteht, da der Kritiker nur seinen Widerspruch, oder was er darüber denkt, mitzutheilen für gut hält. Und deshalb sind die meisten Fälle so geartet, dass die Wahrheit zwischen dem Verfasser und dem schneidigen Kritiker — die oftmals ganz junge, unerfahrene heisspornige, vielleicht auch unwissende Leute sind — in der Mitte liegt. Nicht selten aber hat der Verfasser Recht, und ein einseitiger Kritiker Unrecht. Dies wird besonders dann gewöhnlich sein, wenn Verfasser und Kritiker zwei feindlichen Schulen angehören, eine Erscheinung, die gleichmässig in deutschen Anzeigeblättern nichts Auffallendes zu bieten pflegt, während sie doch wegen der sichtbaren Ungerechtigkeit und Gehässigkeit unter allen Umständen vermieden werden müsste. Es ist sogar bekannt, dass junge Heisssporne über ein Werk herfallen, um sich bei ihrem, einen andern Standpunkt einnehmenden Lehrer zu insinuiren.

In ähnlicher Weise ist die Carriere des einzelnen von Einfluss auf seine Gemüthsstimmung und auf seine Behandlung der Nebenmenschen. Wenn zwei Rivalen dem gleichen Ziel zustreben, in diesem oder jenem Gebiet als die ersten zu gelten, oder da- oder dorthin berufen zu werden — wenn sie junge Leute sind, vielleicht den ersten Ruf zu erhalten, wenn sie älter sind, einen vortheilhaften und ehrenvollen — oder durch dies eine Gebiet Fremde in grosser Zahl herbeizulocken, so bewirkt die Concurrenz, dass beide in kurzer Zeit sich feindlich gegenüberstehen und sich auf alle Weise litterarisch zu schädigen versuchen. Man könnte dies Verhältniss

den 'erweiterten Brodneid' nennen. Da wirklich grosse Männer seltener in diesen Fehler verfallen werden, so scheint daraus hervorzugehen, dass die heutigen Gelehrten nicht immer grosse Männer sind.

Weit einflussreicher aber auf die Art der Behandlung ist der Einfluss des Coterienwesens oder der litterarischen Cliquen, der sich heute in der Gelehrten- und schöngeistigen Welt geltend macht. Je grösser die Macht dieser Cliquen ist, die gewöhnlich nur durch persönliche Freundschaft und conventionelle Unwahrheit zusammengehalten wird, um so verächtlicher ist ihr Treiben, und um so mehr sollten sich alle anständigen Männer vereinigen, um dieses Cliquenwesen zu bekämpfen und zu vernichten. Es ist eine der traurigsten Erscheinungen moderner Cultur, dass solche Coterien es vermocht haben, ganz unbedeutende Männer in die Höhe zu bringen, und sehr bedeutende zu unterdrücken, und dass die grosse Welt in vielen Fällen getäuscht worden ist. Gewöhnlich sind es sociale Elemente, welche zur Entstehung und Verbrüderung einer Clique beitragen, nicht selten — das Geld, das sich heute auch die Wissenschaft unterthan gemacht hat.

Eine ganz eigenthümliche Kritik pflegt von den Ordinarien über die Arbeiten der Docenten und Extraordinarien ausgeübt zu werden. Dieselben sind in ihren Augen gewöhnlich nicht durchgearbeitet genug oder flüchtig. Dies mag ja in vielen Fällen richtig sein, aber die Ordinarien pflegen dabei das

eine Moment ganz zu übersehen, dass sie im Vollgenuss reichen Besitzthums zu arbeiten pflegen, welches ihnen die grösste Musse gewährt, während die jüngeren Lehrer oftmals schneller arbeiten müssen, um Geld zu verdienen, vielleicht um ihre Familie zu erhalten. Ein solches Moment pflegt aber von den Besitzenden nicht in Anrechnung gebracht oder gar zur Erklärung und Entschuldigung angeführt zu werden.

Es ist auch vorgekommen, dass besonders neidische Ordinarien, welche einen an derselben Hochschule wirkenden, ihnen unbequemen Docenten schädigen wollten, zwar nicht ein Buch desselben selbst recensirt und öffentlich heruntergemacht haben — denn dieser Gipfel der Unanständigkeit würde selbst in den vielvertragenden akademischen Kreisen eine Verurtheilung erleiden — aber dem jungen, ihnen bekannten Recensenten einzelne Giftpillen zugestellt haben, auf die jener gar nicht gekommen wäre, um eine mehr niederschmetternde Wirkung zu erzeugen. Deutsche Professoren!

Endlich darf auch die Ueberproduction auf allen Gebieten nicht unerwähnt bleiben. In der That giebt es heute kaum ein Feld in dem ganzen Bereich der Wissenschaft, auf dem nicht wenigstens zwei zu gleicher Zeit und unabhängig von einander arbeiten. Ist dann der eine mit seiner Arbeit fertig und publicirt sie, so fällt dann gewöhnlich der zweite, oder — um mit Riederhood in Boz' 'gemeinschaft-

lichem Freund' zu sprechen — der anderste 'darüber her und sucht die Arbeit so schlecht als möglich zu machen. Gewöhnlich publicirt auch der eine schneller, der andere langsamer. Welches die inneren Beweggründe sind, die dazu treiben, ist schwer zu sagen. Einen Hauptantheil hat der Neid, dann die Befürchtung, dass vielleicht die eigene Arbeit überflüssig gemacht werden könnte, endlich auch — zum Theil wenigstens Schadenfreude — wenn man besser als ein anderer die Fehler darin beurtheilen kann — und Geiz. Es giebt deutsche Gelehrte, die jedesmal erbleichen, wenn sie ein neues Buch in die Hand nehmen, weil sie darin eine Schmälerung ihres litterarischen Ruhmes erblicken. Dieselben benutzen jede Gelegenheit, um ihr Gift gegen jemanden auszuspritzen, wie die Giftschlange ihr Opfer mit Gift befeuchtet, bevor sie es tödtet. Sie würden von den alten Künstlern als die Personificationen des Neides, als 'Phthonos' dargestellt worden sein.

Im Gegensatz zu diesen Kritiken, welche wohl die grössere Hälfte aller wissenschaftlichen Anzeigen in Deutschland ausmachen, steht nun ein kleinerer Theil, bei welchem die Höflichkeit und die devote Liebenswürdigkeit selbst bei unbedeutenden Arbeiten sofort einen sehr wohlthuenden Eindruck machten. Der Eingeweihte wird in den seltensten Fällen fehlgehen, wenn er behauptet, dass der Kritiker von dem Verfasser etwas wünscht. Der junge Mann will gewöhnlich dadurch seine Carriere be-

gründen, dass er vor einer einflussreichen Persönlichkeit auf dem Boden liegt und bei jeder Gelegenheit ihren Ruhm singt. Ein älterer Gelehrter sucht auf diesem Wege nicht selten Hülfe für einen vortheilhaften Ruf. Es ist Thatsache, dass solche Berufungen die Wirkung von devoten Kritiken unbedeutender Arbeiten gewesen sind.

Wenn man aus dem Gesagten einen Schluss ziehen darf, so scheint der eine besonders nahe zu liegen, dass eine 'Aristokratie des Geistes', welche sich hoch über Parteigezänk, über Eifersucht, Neid, Bosheit, Kriecherei erhebt, in der deutschen Schriftsteller- und Gelehrtenwelt der Jetztzeit schwer anzutreffen ist. Doch dürfen wir uns vielleicht mit der Hoffnung trösten, dass neben diesem sich vorzugsweise in der Oeffentlichkeit und in den allen zugänglichen Blättern bemerkbar machenden Theil der litterarischen Welt ein anderer, besserer existirt, der in edler Gesinnung, in Wohlwollen gegen die Mitarbeiter ohne Neid und Bosheit nur der Pflege seiner Wissenschaft und seiner Schriftstellerei lebt. In jedem Falle aber scheinen die skizzirten Einrichtungen dazu angethan zu sein, auch einen von Natur besseren Charakter zu verderben und zu vergiften. Aus diesem Grunde werden wir nicht umhin können, diejenigen zu preisen und zu beneiden, welche in der Lage sind, unabhängig von dem kleinlichen Neid und der Bosheit der Collegen an der Stelle zu wirken, wo es am dankbarsten aufgenommen wird, d. h. die

als solche auf die regierenden Kreise einen bestimmten Druck ausüben können. In Preussen wird von Sachkennern behauptet, dass unter dem Ministerium Falk der Einfluss und die Macht der Schulhäupter am grössten gewesen, während seit dem letzten Ministerium derselbe wieder im Sinken begriffen sei, was in hohem Grade wünschenswerth wäre.

Freilich gehört zu der Fähigkeit, einflussreiches Schulhaupt zu sein, noch mehr, als blos grosser Gelehrter und Akademiker zu sein. Sehr bedeutende Gelehrte, wie die Philologen Moritz Haupt und Karl Lehrs, der Königsberger Physiker Neumann, sind niemals nach Aussen hin einflussreiche oder actuelle Schulhäupter gewesen, trotzdem sie Schulen gebildet haben, ja trotzdem von einzelnen, wie von Neumann, fast alle bedeutenden Mathematiker der Gegenwart unterrichtet worden sind. Um die Autorität andrer einflussreicher Männer, die auch Schulen haben, zu schwächen und zu hintertreiben, dazu gehört vor allen auch eine gute Portion List, Intrigue, etwas Selbstüberschätzung und Unverfrorenheit. Dass diese Eigenschaften bei vielen Schulhäuptern in Deutschland vorhanden sind, wird kaum einer leugnen können, der die Persönlichkeiten kennt, um welche es sich vorzugsweise in unserm Fall handelt.

Wir werden also den beiden Fragen die Aufmerksamkeit zuwenden müssen, von welcher Gesinnung aus der Einfluss der Schulhäupter datirt werden müsse, und welches die Schäden für die deutschen

Universitäten sein, die jenem Schulwesen ihre Entstehung verdanken.

Um die erste Frage zu beantworten, so wird man die Herrschsucht und den Despotismus als diejenigen Eigenschaften eines Lehrers bezeichnen dürfen, die jene expansive Thätigkeit beim Unterbringen und Stellenbesetzen hervorzurufen pflegen. Nun lässt sich ja nicht leugnen, dass auch in dieser Beziehung die deutschen Universitätslehrer sich nach zwei Gruppen sondern, solchen, die Schule machen, und solchen, die keine Schule machen. Es gehören aber zu den letzteren keineswegs nur solche, die keine Schule machen können, da auch lokale Bedingungen zur Gründung einer Schule nothwendig sind, besonders der Ruf der Universität und die aus allen Gegenden zusammenströmenden Zuhörer. Aus diesen Ursachen werden die vielfach aufgesuchten Universitäten Berlin, Bonn, Leipzig, in der Medicin auch Würzburg, in einer weit günstigeren Lage für die Bildung einer Schule sich befinden, als die Provincialuniversitäten Königsberg, Greifswald, Rostock, Kiel, oder in Mitteldeutschland Giessen. An diesen Universitäten können demgemäss ganz vortreffliche Lehrer sitzen, ohne dass sie im Stande wären, mit dem Durchschnittsmaterial, welches nur die Provinz oder ein kleines Land liefert, eine Schule zu gründen, da das Bedürfniss fast aller provinciellen Studenten nicht viel über das Brodstudium hinauszugehen, d. h. weiter nichts als eine Versorgung durch den Staat zu be-

anspruchen pflegt. Aber auch an andern Universitäten, die sich weit über das provinciale Niveau heute erheben, wie Heidelberg und Tübingen, ist durch einheimische Verhältnisse und Einrichtungen das Schulbilden sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Andrerseits können Lehrer, vielleicht sogar namhafte Lehrer, an jenen günstiger situirten Universitäten wirken, ohne die Fähigkeit zu besitzen, eine Schule zu gründen. Denn zur Stiftung einer Schule gehören nicht nur die Eigenschaften eines bedeutenden Fachmanns, sondern auch eine ganz bestimmte, von dem Schulhaupt ganz allein, oder in hervorragender Weise vertretene Richtung in der Wissenschaft, welche so grosse Lebens- und innere Entwicklungsfähigkeit besitzt, dass eine Schule gleichsam davon genährt werden kann. So wirkte im günstigsten Augenblick der Philologe Hermann und so ganz besonders Friedrich Ritschl. Beide wiesen der Philologie neue Wege an; aber Ritschl war in seinen jüngsten Schülern weniger glücklich.

Wenn es demnach nur als wünschenswerth erscheinen muss, dass gesunde wissenschaftliche Richtungen durch Schulbildung weiter verbreitet und gepflegt werden, so ist damit noch keineswegs gesagt, dass selbst eine gesunde Richtung bei Besetzung der Unterrichtsstellen eine dominirende Stellung einnehmen soll, da doch niemals behauptet werden kann, dass dies nun die einzig berechtigte und aus-

schliesslich das Ganze der Wissenschaft fördernde Richtung sei. Kommt freilich ein Zweig der Wissenschaft erst neu auf, wie die pathologische Anatomie durch Rokitansky oder Virchow, oder die vergleichende Sprachwissenschaft durch Georg Curtius, dann mag für die nächsten Jahre gar keine andere Möglichkeit vorliegen, als dass die gewünschten Vertreter dieses Zweiges für die einzelnen Hochschulen aus jener Schule gewonnen werden müssen. Aber dies sind doch nur Ausnahmefälle. Ausserdem aber werden auch wieder die begabtesten Schüler des fundamentirenden Lehrers selbst bald in der Lage sein, eine Schule zu bilden, so dass dann schon zwei verschiedene Schulen der einen Richtung vorhanden wären. Gewöhnlich handelt es sich aber um eine alte Wissenschaft, von welcher ein Zweig eine besondere Pflege durch einen bedeutenden Lehrer erhalten hat, wie die Epigraphik seiner Zeit durch August Boeckh, heute durch Theodor Mommsen, Kirchhoff und Gustav Hirschfeld, die Quellenkunde durch A. Schäfer oder A. v. Gutschmid eine hervorragende Behandlung erhalten haben.

Um nun aber eine dieser Richtungen zur praevalirenden auf den Hochschulen zu machen, indem man eifrig darauf bedacht ist, nur seine Schüler für das Gesammtgebiet jener Wissenschaft in Vorschlag und unterzubringen, dazu gehört zunächst eine ganz ungewöhnliche Selbstüberschätzung. Denn so wenig für jede Hochschule gerade ein Historiker nöthig

sucht, auch ab und zu ein Candidat gestattet, womit ihr auch gleichsam ein Knochen vom Haupttisch zugeworfen wird. In solch einem Wechselverhältniss stehen beispielsweise Bonn und Berlin, für andere Zweige auch Wien und Berlin und Würzburg und Berlin. Candidaten aus andern Schulen kommen gar nicht mehr heran, oder, wo eine Fakultät durchaus von einem solchen nicht lassen will, giebt es bei der Berufung Schwierigkeiten und Händel. Man kann den durch dieses Schulunwesen erzeugten Zustand die Monopolisirung der Wissenschaft nennen.

Betrachten wir nun die üblen Folgen einer solchen Tyrannei der Schulhäupter, so können wir dieselben in zwei verschiedene Classen eintheilen, in die objectiven und in die subjectiven. Zunächst nämlich ist zweifellos, dass durch die zunehmende Herrschaft und Allmacht einiger weniger Schulen und ihrer Vertreter zahlreiche Canäle, welche sonst aus der niemals versiegenden Quelle der Wissenschaft gespeist werden, allmählig verstopft werden müssen, da sie zu keiner gedeihlichen Verwendung mehr gelangen können. Wenn alle alten Historiker in Deutschland Epigraphiker sein sollten, so wäre dies für die Wissenschaft derselbe Nachtheil, als wenn alle Germanisten Schüler von Scherer oder von Zarncke sein, oder alle bei Sievers Phonetik studiren, oder alle Philologen Schüler von Ribbeck oder alle Mathematiker Schüler von Kronecker und Weiyerstrass sein müssten. Oder wie denke

man sich die Philologie der Zukunft, wenn nur die Schule des Herrn von Milamowitz-Möllendorff Einfluss behaupten sollte? Oder wenn gar die Art des Herrn Erwin Rohde sich fortpflanzen sollte, die mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung in so seltsamer Disharmonie steht? Denn es giebt keinen deutschen Gelehrten in irgend einer Disciplin, der so allseitig wäre, dass nicht eine Seite der Wissenschaft existirte, in welcher ihm nicht ein anderer weit überlegen wäre, der also gerade darin wieder mit grösserem Erfolg wirksam sein könnte. Und nur die grosse Kurzsichtigkeit der Gelehrten selbst hat es stets vermocht, alle Hypothesen eines Schulhauptes sofort zu massgebenden Dogmen zu erheben oder dessen gesammte Arbeiten für gleich bedeutend und bahnbrechend oder seine jedesmalige Richtung für die einzig berechtigte und zukunftreiche zu erklären. Wie würde beispielsweise unsere Homerlitteratur aussehen, wenn eine geistige Centralisation in Berlin es zu Wege gebracht hätte, dass Lachmann's Liedertheorie im Homer und in den Nibelungen zum allseligmachendem Evangelium erhoben worden wäre? Oder wie würde unsere Philologie überhaupt aussehen, wenn alle Philologen nach dem Beispiel eines nur Handschriften vergleichen und Textkritik treiben wollten? Wie in allen andern Verhältnissen, so gilt auch in der Wissenschaft der Satz des Herakleitos, 'dass der Krieg der Vater aller Dinge sei,' d. h. der wissenschaftliche Austausch und

die Ausgleichung heterogener oder diametral verschiedener Ansichten. Ist hierzu in einem Lande die Gelegenheit nicht gegeben, so kann dies schon als ein Beweis für die Abnahme des wissenschaftlichen Bewusstseins gelten. Wir halten daher auch die wissenschaftlichen Parteizeitschriften, in denen jeder Artikel daraufhin geprüft wird, ob er nicht gegen das Dogma eines für unfehlbar erklärten und mit der Zeitschrift eng verbundenen Schulhauptes verstosse, für ein ebenso unwissenschaftliches, wie reactionäres Unternehmen, welches von allen aufgeklärten Gelehrten in den Bann gethan werden sollte. Eine einseitige Richtung würde aber die Wissenschaft mit derselben Sicherheit zum Untergang führen, wie es ausgemacht ist, dass nur das gegenseitige Ergänzen und das Auffinden der mannigfaltigsten Gesichtspunkte in einem einzigen Gebiet eine allgemeine Befruchtung zu Wege zu bringen im Stande ist. Eine Regierung, welcher das Wohl der Wissenschaft am Herzen liegt, wird daher niemals der Allmacht der Schulhäupter Vorschub leisten, sondern vielmehr ihr, soweit sie es vermag, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen arbeiten, um nicht den Boden reiner Wissenschaftlichkeit langsam vereinseitigen und untergraben zu lassen.

Ganz verschieden, aber ebenso gefährlich für den Staat, sind die subjectiven Wirkungen, welche die Bevorzugung einzelner Schulhäupter und Schulmitglieder hervorzurufen pflegt. Es entsteht nämlich

zunächst durch diese Bevorzugung eine Anzahl unzufriedener Docenten und Professoren, deren durch Zurücksetzung bei Berufungen und durch Eifersucht erzeugte Missstimmung weder vortheilhaft für die Wissenschaft sein, noch günstig für den Unterricht wirken kann. Vor allen Dingen aber wird diese Missstimmung bei den übergangenen und zurückgesetzten Docenten anderer Schulen Platz greifen, welche sich zu einer feindlichen Schaar zusammenthun und wo sie können, den Einfluss der Clique zu brechen versuchen werden. Nur die Streber werden rasch Fühlung zu erhalten und dadurch die Gunst der Schulhäupter sich zu gewinnen trachten. Es ist daher kein Zufall, dass noch vor wenigen Jahren junge Philologen, welche Carriere zu machen beabsichtigten, plötzlich in eine von ihnen früher vernachlässigte Berliner Zeitschrift zu schreiben angefangen haben, was auch gewöhnlich den erwünschten Erfolg gehabt hat.

Am beklagenswerthesten allerdings ist die enorme Ungerechtigkeit, welche durch die Thätigkeit der Schulhäupter einzureissen pflegt. Ganz unbedeutende Docenten werden, wenn keine besseren auf Lager sind, oder aus persönlichen Rücksichten, ohne etwas geleistet zu haben, befördert und andern vorgezogen, welche ganz andre Leistungen aufzuweisen haben. Junge Männer werden zu Ordinarien gemacht, deren Unfähigkeit schon nach wenigen Wochen zu Tage tritt und mit unerträglichem Gewicht und

zu erhalten. Aber an manchen deutschen Universitäten ist eine andre Einrichtung mehr in Aufnahme gekommen, von der wir uns den Zweifel auszusprechen erlauben, ob sie in dieser Weise von Bestand sein werde und ob sie überhaupt als eine für die Studirenden nützliche betrachtet werden könne. An Stelle jenes einfachen Verkehrs sind grosse Studentengesellschaften getreten — oder sagen wir lieber gleich Abfütterungen, denn sie verdienen, ebenso wie die modernen Professorengesellschaften, diesen Namen mit Fug und Recht — in denen mit mehreren Schüsseln gegessen wird und mehrere Weinsorten getrunken werden, bei den sehr vermögenden Professoren nicht selten auch Champagner. Es ist zweifelhaft, ob die Studenten sich dem Aufwand gemäss amüsiren, oder ob die Unterhaltung einigermassen im Verhältniss zu dem ausgegebenen Gelde steht, in jedem Fall ist von vielen Seiten beobachtet worden, dass die Studenten harmloser, ungezwungener und lustiger zu sein pflegen, wenn ihnen bei einem einfachen Butterbrod ein Fass Bier aufgelegt wird.

Eine Folge jener grossen Abfütterungen aber ist, dass nicht mehr diejenigen durch den Eintritt in das Haus des Professors bevorzugt werden, welche eine besondere Empfehlung mitgebracht haben, sondern dass ein Jeder von diesem Schicksal betroffen wird, der seine Visitenkarte dort abgiebt oder überhaupt Zuhörer ist. Wenn aber einmal ein Professor

unter den Studenten dafür bekannt ist, dass er alle Zuhörer einladet, so pflegt ein grosser Theil der Studenten von dieser Annehmlichkeit Gebrauch zu machen, und um so mehr, wenn man weiss, dass es dem Professor besonders erwünscht ist — z. B. wenn er heirathsfähige Töchter hat — oder dass es besonders vortheilhaft ist, z. B. wenn er in der Prüfungscommission sitzt, so dass eine persönliche Bekanntschaft als erspriesslich erscheinen muss. Es giebt aber Professoren, welche die Visitenkarte des Studenten gar nicht erst abwarten, sondern die ganze Zuhörerschaft in mehreren Raten zum Souper entbieten. Dann bildet sich beim Publicum von selbst die Vorstellung aus, dass mit diesen Einladungen ein Köder ausgeworfen werde, mit dessen Hülfe diejenigen, welche bereits einmal an den culinarischen Genüssen Theil genommen haben, im nächsten Semester wieder neue Zuhörer in die Hörsäle und in das Haus des Professors locken sollen.

Eine zweite Wirkung dieser grossartigen Studentengesellschaften ist rein socialer Natur. Die Studenten, welche von ärmeren und bescheidenen Eltern stammen, gewinnen in den reichen Professorenhäusern ein Wohlleben und einen Luxus lieb, der ihnen nachher die Einfachheit des elterlichen Hauses als etwas sehr Beklagenswerthes und Geringschätziges erscheinen lässt, welcher Stimmung sie sich nicht selten Ausdruck zu geben wagen. Es haben daher auch Eltern wiederholentlich darüber geklagt, in

welche bei der Auswahl ihrer Assistenten die Corps in hohem Grade zu begünstigen pflegen, selbst wenn sie gemäss ihren Leistungen und Zeugnissen durchaus auf keine Auszeichnung Anspruch erheben können. Dies muss entschieden als ein grosser Uebelstand bezeichnet werden, und da die Assistenzärzte nicht von der Privatkasse des Professors abhängen, sondern Staatseinnahmen beziehen, so ist hier Staatshülfe dringend geboten. Es dürfte sich daher sehr empfehlen, bei ähnlichen Bevorzugungen dieser oder jener Verbindung seitens eines Professors oder einer Facultät sofort die Oeffentlichkeit anzurufen, die wohl nirgends mehr berufen ist, helfend einzutreten, wie in den academischen Verhältnissen.

Im allgemeinen wäre es demnach als ein grosses Glück zu betrachten, wenn das ganze Studentenwesen wieder in einfachere und solidere Bahnen einlenken würde, welche sowohl einen dauernden Einfluss auf die Professorenwelt oder von der Professorenwelt, wie eine bestimmte Wirkung auf die spätere Lebensstellung von selbst ausschliessen würden.

XII.

Die Lobesassecuranzgesellschaft.

Es gab zuerst Versicherungen gegen Feuersgefahr und Hagelschaden, dann kamen Versicherungen gegen Misswachs, Unfälle, Seegefahr, Invalidität, zuletzt auch Versicherung gegen das Freiwilligenjahr der Söhne. Aber etwas ist noch nicht in weitere Kreise gedrungen, weil man weder Annoncen in die Tagesblätter setzt, noch Agenten besoldet, noch schöne Blechschilder mit goldenen Buchstaben heraushängt, noch einen Fond dazu sammelt und Actien ausgiebt. Dennoch ist diese Gesellschaft weit verbreitet, und das heutige Cultur- und Gelehrtenleben kann ohne diese Versicherung gar nicht bestehen — es ist die Lobesassecuranzgesellschaft auf Gegenseitigkeit.

Gar traurig würde es um den Zustand mancher Hochschulen aussehen, wenn in jedem Augenblick ein gerechter Richter alle Gelehrten vor seinen Richterstuhl fordern und nun eine Prüfung anstellen wollte, in welcher Weise sie mit dem Pfund, das ihnen für ihr gelehrtes Wirken und ihren Beruf mitgegeben war, gewirthschaftet haben. Da werden nicht viele sein, welche hintreten und mit dem treuen Knecht der Bibel dem Richter zehn Pfund wiedergeben werden. Der grösste Theil wird sein Pfund im

Schweisstuch behalten haben. Und statt der Mühen, es anzulegen und Zins tragen zu lassen, wird der Richter in eine Oede und Indolenz blicken, und aus dieser Oede starren ihm entgegen — Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, Spazierfahrten, Unterhaltungen jeglicher Art. Da könnte der Richter auch zornig werden und den Trägen das Pfund nehmen und jenen geben, die zehn Pfund damit verdient haben.

Um aber diesen Zustand nicht öffentlich bekannt werden zu lassen, hat man jene akademische Versicherungsgesellschaft gegründet, welche sich gewöhnlich um ein Haupt oder eine Sonne schaart, und von welcher man nur durch Vermittelung seiner persönlichen Eigenschaften Mitglied werden kann. Jedes Mitglied ist fleissig, gelehrt, berühmt, göttlich. Der erste Act, um den Eintritt zu ermöglichen, ist, dass der Aspirant jene Sonne nicht nur für den berühmtesten Mann des Städtchens hält, sondern ihn rückhaltslos den hervorragendsten Männern des Universums zuzählt, und ihn womöglich so anredet: „Geehrtester, Berühmtester, Zierde unserer Hochschule“ und ähnlich. Wenn die Gesellschaft von dieser Anerkennung überzeugt ist, dann erfolgt der zweite Act, dass er auch alle Mitglieder derselben für sehr bedeutende und gelehrte Männer zu halten verpflichtet ist. Endlich muss er denn auch von der innerlichen Ueberzeugung ganz durchdrungen sein, dass er selbst zu den bedeutendsten Männern des Erdballs gehöre. Wenn er diese drei Proben glücklich überstanden hat, und über seine Denkungsart kein Zweifel mehr obwalten kann, dann wird er in der Gesellschaft willkommen geheissen, und dann ist sein Ruf an der Hochschule gegen alle Fährlichkeiten gesichert.

Ist er als ordentliches Mitglied aufgenommen, so wird er binnen kurzer Zeit eine merkwürdige Veränderung in dem Städtchen wahrnehmen. Wan wird ihn ehrfurchtsvoller grüssen, und ihn zu zahlreichen Gesellschaften heranziehn. Die kinderlosen Frauen werden anrücken und werden ihn bitten, einen Vortrag zu halten oder Mitglied eines Unterstützungsvereins für bettelnde Handwerker zu werden, die Musikvereine werden ihn ersuchen, Vorstandsmitglied zu werden (denn er muss ausserordentlich musikalisch sein), die Studenten werden in den Studentenabfütterungen auf ihn aufmerksam gemacht, werden Deputationen zu ihm schicken, dass er sie in ihren patriotischen Bestrebungen unterstütze. Allmählich erschrickt er selbst vor seiner wachsenden Bedeutung; er fängt selbst zu glauben an, dass er sehr berühmt sei, und wagt vieles.

Nun kommt der erste Vortrag. Der unbefangene Theil des Publicums schreit: „Entsetzlich! Beleidigung des Publicums! Unerhört! Wir leben in keinem Dorf, dass man uns so etwas bieten kann! Ein Professor ist kein Feldscherer oder Akrobat oder Jahrmarktsbudeninhaber!“ Grosse Aufregung allenthalben.

Da tritt die Versicherungsgesellschaft ein. In der

sie vielleicht an ihrem früheren Wohnorte gar nicht einmal die topographische Lage der nächsten Kirche genau gekannt haben. Aber die Schwäche des Geschlechts giebt den Antrieb zu grösserer äusserlichen Bemerkbarkeit und zu mehr Extravaganzen. Die zur Clique gehörende Professorenfrau fühlt nicht nur selbst, dass sie Mitglied der tonangebenden Gesellschaft sei, sondern sie will es auch überall die andern fühlen lassen. Man soll es ihrem öffentlichen Auftreten und ihren Plätzen in Concerten, Vorträgen und im Theater sofort anmerken, dass man zur herrschenden Gesellschaft gehört. Man kommt mit Vorliebe zu spät in Aufführungen dieser Art, geht sofort nach vorne, sieht sich siegesgewiss um, bis ein strebsamer Docent oder ein Abendbrod verdienender Zuhörer mit Aufbietung aller Thatkraft einen Stuhl herbeischleppt und vor die erste Reihe hinstellt, weil vielleicht nicht einmal diese für die Würde der verehrten Gebieterin als ausreichend angesehen wird. In den Pausen dreht man sich siegestrunken um und beginnt eine Unterhaltung mit Damen der fünften und sechsten Reihe, welche von dem halben Saal gehört wird, wobei die dazwischen sitzenden Personen als Luft angesehen zu werden pflegen. In einer kleinen Universitätsstadt provocirte einmal eine solche Heldin einen grossen Scandal, indem sie eine bescheidenere Professorsfrau, welche nicht zur Clique gehörte, aus der ersten Reihe verwies und von einigen herbeispringenden männlichen Cliquenhelden

darin unterstützt wnrde. Sehr ergötzlich ist es, wenn die Clique einen Mediciner in ihrer Mitte hat. Dann wird dessen Ruhm von den Frauen ausposaunt. Seine Curen werden mit den grössten Lobsprüchen bedacht, jedem kranken Menschen wird er aufs wärmste empfohlen, und man läuft befreundeten Familien die Thüren ein, um sie zu veranlassen, den berühmten Arzt zu gewinnen.

Aber auch sonst operirt eine weibliche Clique nicht selten in unwürdiger Weise gegen ihre Gegner. Die Frauen hetzen Dienstboten auf, säen Unfrieden, und wenn der Gegner ein Haus besitzt, stacheln sie die Vermiether an, verbreiten, dass der Schwamm im Hause sei oder Typhuspilze darin sitzen, erzählen von unglaublichen Fällen der Diphteritis, warnen vor der Unruhe, vor der Frau, vor den Kindern u. s. w., um dem Gegner auf jegliche Weise Schaden hinzuzufügen. In einer kleinen Universitätsstadt entschuldigte sich einmal erröthend eine 64jährige Wittwe, dass sie eine Wohnung nicht gemiethet, weil einige Professorenfrauen den hausbesitzenden Professor ihr als Don Juan geschildert hätten. Der Verfasser würde dies nicht der Erwähnung für werth halten, wenn ihm nicht seine eigenen Erfahrungen über die Gemeinheit einzelner Professorenfrauen zur Seite ständen.

Ein ganz eigenes Verfahren beobachten die Frauen der Clique gegenüber den unverheiratheten Docenten und Professoren. Manche zeigen ein aus-

es möglich sei, dass gerade Universitätsprofessoren, denen man gewöhnlich Verstand und Intelligenz nachrühmt, unter das Joch ihrer Ehefrauen kommen können, so ist unzweifelhaft, dass es in erster Linie die geringe körperliche Ausbildung ist, welche viele Professoren erhalten, und die sie frühzeitig zu alten Männern macht, eine Erscheinung, die durch sitzende Lebensweise, fleissiges Studiren und mangelhaftes Verdauen beschleunigt wird. Das Durchschnittsweib aber (und Professoren haben selten etwas mehr als das Durchschnittsweib, wenn auch das mit goldenen Säcken ausstaffirte, öfters sogar wird ihnen etwas tief unter dem Durchschnitt zu Theil) klebt am körperlichen und vermag sich nicht in die geistige Sphäre vollständig zu erheben, und vom körperlichen zu abstrahiren; denn alle ihre psychischen Fäden fliessen in Sinnlichkeit zusammen. Wie nun eine richtige Frau niemals von einem Opernsänger entzückt sein wird, bloss weil er herrlich singt, sondern nur dann, wenn er über körperliche Vorzüge gebietet, wie Niemann, Stegemann u. a., so wird sie auch niemals durch die höhere Intelligenz oder die Kenntnisse eines Mannes besonders erbaut werden, und nur dann von ihrem Mann ganz entzückt sein, wenn er auch körperlich ansehnlich ist. Ist er das nicht, und hat sie ein leidenschaftliches Temperament, so gilt ihr jeder feurige Student oder Fähnrich zweifellos mehr als ihr Gatte, dessen Ruhm in der Welt bekannt ist, und es braucht nicht daran erinnert zu

werden, dass derartige Fälle von Liebschaften und Abenteuern in der akademischen Welt nicht ungewöhnlich sind.

Eine weniger leidenschaftliche Frau, besonders wenn sie im Gegensatz zu einem alternden oder physisch schwachen und heruntergekommenen Mann über einen kräftigen und lebensvollen Körper gebietet, wird ihr Uebergewicht in andrer Weise auslassen, indem sie zunächst ihren Gatten unter das strenge Joch eines Pantoffelknechtes beugt. Da nun aber in Deutschland wenigstens und noch heute von der akademischen Welt in den Augen der Menge der Mann viel mehr gilt als die Frau, so kann die letztere nicht umhin, auch den unansehnlichen Mann als Folie zu benutzen, was besonders für das gesellschaftliche Leben zu einer Nothwendigkeit wird. Denn in Professorenkreisen pflegen die Frauen nicht ohne die Männer Gesellschaften zu besuchen, obschon auch in dieser Beziehung die Leidenschaft des Weibes und sein Vergnügungseifer eine Aenderung jenes Princips herbeizuführen begonnen haben, indem von manchen schon ganz reducirten Männern die Frauen allein in Gesellschaften zu kommen pflegen. Die herrschende Frau schleppt also den beherrschten Mann nicht nur vom frühen Morgen an zum Markt, wo sie vielleicht gemeinschaftlich Hühner einkaufen, oder in die Läden, vor denen er promenirend auf die beschäftigte Gattin, welche sich die langweiligen Stunden des Tages kürzen will, gehorsam wartet,

die daheim ängstlich um ihre Kleinen bemüht und auf das Auskommen mit dem knappen Wirthschaftsgeld bedacht ist, und aus Sorge um das Wohl und Gedeihen ihrer Kinder zahlreiche Gesellschaften absagt, die dem ermüdeten und angestrengten Gatten mit freundlichem Gesicht den Kaffe in das Zimmer stellt, und deren grösstes Glück das Daheim und ihr Familienkreis bildet! Diese Frauen bleiben in der akademischen Welt unbekannt und verachtet. Gewiss werden auch solche Frauen nicht aussterben, so lange unser deutsches Vaterland dauern wird, aber ihre Zahl wird vielleicht immer geringer werden, je mehr das Professorenthum aus der eigentlichen Sphäre der häuslichen Arbeitsamkeit heraustreten und ausschliesslich in Geselligkeit und Vergnügungen seine Befriedigung finden wird.

XV.

Die politische Thätigkeit der Professoren.

Während in früheren Jahren der deutsche Professor zu den unpolitischen Geschöpfen gehörte, dem überhaupt die Aussenwelt ein mehr oder minder verschlossenes Gebiet blieb, ist in den letzten Jahren, besonders seit der Errichtung des deutschen Reichs,

die Beschäftigung mit der Politik an einzelnen Hochschulen sehr in den Vordergrund getreten und wird von einzelnen Regierungen, wie es scheint, nicht ungern gesehn. Der üble Einfluss, den die Tagespolitik auf die Studentenkreise auszuüben pflegt, die gesteigerte Erbitterung, mit welcher sich die verschiedenen Parteien gegenüberstehen und selbst in wissenschaftlichen Vereinen bekämpfen, die traurigen Consequenzen davon, die in dem beklagenswerthen Berliner Duell ihren Ausdruck gefunden und die sehr anerkennenswerthen Verbote der allgemeinen Studentenwahlversammlungen seitens des Berliner Rektoramts veranlasst haben, sollten freilich eine dringende Mahnung für alle akademischen Lehrer enthalten. Denn im allgemeinen können wir unsern Standpunkt so bezeichnen, dass wir bei allen Studenten Deutschlands eine warme Vaterlandsliebe und eine echt nationale Gesinnung, die sich auch bei gewissen festlichen und feierlichen Gelegenheiten bekunden kann, voraussetzen oder für wünschenswerth halten, dass wir aber die active oder öffentliche Beschäftigung mit den Tages- und Parteifragen für ungehörig und bei dem leidenschaftlichen Wesen jüngerer und unreifer Männer für bedenklich halten, weil Ausschreitungen auf der einen wie auf der andern Seite eine nothwendige Folge davon sein müssen.

Etwas anders verhält es sich natürlich mit der politischen Thätigkeit der Professoren. Dass dieselben als Wahlmänner und Wähler befugt sein müssen,

Art zur Regel geworden sind (Namen zu nennen, erscheint bei der allgemeinen Kenntniss in den betheiligten Kreisen überflüssig), die Ordinarien, welche aus Geiz und Missgunst mit ungerechten und perfiden Mitteln zu operiren pflegen, doch vorsichtig sein müssen, weil sie befürchten dürfen, dass sie ihre Rüge bekommen und der gemisshandelte Docent — sein Recht. Ist aber dann in den Universitätskreisen bekannt geworden, dass ein Ordinarius aus solchen Gründen vom akademischen Ehrenrath eine Rüge bekommen hat, dann wird sein Gutachten auch nach aussen hin bedeutend an Schwerkraft verlieren, wodurch sein gefährlicher persönlicher Einfluss paralysirt werden dürfte.

Wir hegen die Hoffnung, durch diese Auseinandersetzung den Aufsichtsbehörden in Deutschland die Anregung zu einer für die Entwicklung der deutschen Hochschulen nicht zu unterschätzenden und gewiss vortrefflich wirkenden Einrichtung gegeben zu haben, wodurch mancher junger und hoffnungsvoller Gelehrter dem Unglück, dem Druck und den Misshandlungen, unter denen er Jahre lang zu seufzen hat, entzogen werden dürfte.

XVIII.

Stiftsartige Alumnate.

Als ein Vermächtniss der Vorzeit haben zwei Universitäten Deutschlands Anstalten bekommen, in denen die Erziehung und Unterhaltung der Studirenden auf Staatskosten erfolgt, und die wohl zu unterscheiden sind von einzelnen durch Erbschaft vermachten Logirhäusern, in denen Studenten als Stipendium nur eine freie Wohnung erhalten, wie solche besonders in Königsberg und Tübingen vorkommen. Jene beiden Universitäten sind Berlin, die jüngste aller Universitäten, und eine der ältesten deutschen Hochschulen, die schwäbische Landesuniversität Tübingen. Betrachten wir das medicinische Friedrich-Wilhelmsinstitut in Berlin, welches gewöhnlich die Pepiniere genannt wird, so wird die Aufnahme von einem für das Institut in Prima unter Leitung des Directors und eines Oberstabsarztes anzustellenden Vorexamen, einem befriedigenden Abiturientenzeugniss und der Berechtigung zum Freiwilligendienst abhängig gemacht, weil der Militärarzt auch militärtüchtig sein muss. Während der Vater sich zu einem kleinen Zuschuss verpflichtet, erhält der Stipendiat von der Anstalt monatlich eine gewisse Summe (30 Mark), wovon er Mittag, Frühstück und Wäsche bestreiten soll. Der Studienplan

finden, dass diese Sorte Philologie im Lande von Theologen in Stuttgart regiert werde, die auch von der Philologie keine Vorstellung haben, etwas, was bekanntlich im übrigen deutschen Vaterland nicht mehr möglich wäre. Doch der Württemberger legt die Hände in den Schoss, lässt die übrigen Deutschen für sich arbeiten, trinkt seinen Schoppen Wein, ohne auf den Gedanken zu kommen, selbstthätig einzugreifen in den Ausbau der Wissenschaft, wie es die unserm Jahrhundert vorgezeichnete Aufgabe erheischt.

Aber auch abgesehn von dem philosophischen Zwange hat der Studienplan für Philologen Zwangsvorlesungen der eignen Wissenschaft, die nur dadurch zu der Ehre gekommen sind, gehört werden zu müssen, dass sie in früherer Zeit von Lehrern gelesen wurden, die auf die Ausarbeitung des Studienplans von Einfluss gewesen sind. Es ist überhaupt bei dem überaus praktischen, ökonomischen und gelderwerbenden Sinn der Württemberger sehr schwer zu bestimmen, wie weit der grössere Theil dieser Zwangsvorlesungen von der wissenschaftlichen Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit oder von einer praktischen Berechnung ihrer Fruchtbarkeit ausgegangen ist, indem die Regierung, wie es scheint, seiner Zeit den Lehrern ein zu freies und willkührliches Schalten in der Studienordnung und damit in den Zwangsvorlesungen gestattet hat, so dass diese persönlichen Nutzen davon ziehn wollten, und es wird gemäss dem

dort herrschenden Conservativismus sehr schwer eine Aenderung oder Besserung erfolgen, besonders nicht, da jener Studienzwang für einzelne Professoren lucrativ ist.

Indem wir jetzt beide Institute einem Vergleich unterziehen wollen, fällt derselbe sehr zu Ungunsten der württembergischen Einrichtung aus. In Preussen geht man nur davon aus, vorzügliche Militärärzte zu bilden, indem man alles heranzieht, was der Fortschritt der medicinischen Wissenschaft nöthig und nützlich macht, wobei die ganze Direction von hervorragenden Fachmännern ausgeübt wird. In Württemberg hinkt man gegenwärtig vermöge eines ganz veralteten Lehrplanes bedeutend hinter den Wissenschaften her, sowohl hinter der Theologie als auch besonders hinter der Philologie, indem die Direction von einer Behörde ausgeht, die Theologie studirt hat, aber weder in der Theologie noch gar in der Philologie irgend ein competentes Urtheil hat und mit den Aufgaben und Anforderungen der Zeit mitzugehen gesonnen ist. In Preussen gehören die Militärärzte zu den liebenswürdigsten, persönlich und gesellschaftlich angesehensten Männern des Staates, während in Württemberg durch die Zuchtwahl und das gesteigerte Concurriren bei den Stiftlern zunächst ein ungeheurer Hochmuth und eine bemerkenswerthe Selbstüberschätzung erzeugt werden, die um so lächerlicher wirken, je kleiner die Verhältnisse des Landes sind und je geringer die Zahl der als Vergleichungs-

Vortrag darüber ihrem Landstädtchen preisgeben. Das nennt man in Württemberg wissenschaftliche Reisen der Theologen und Philologen. Wenn aber ein norddeutscher Docent für eine ernsthafte wissenschaftliche Reise von der Regierung eine Unterstützung haben will, dann ist natürlich — kein Geld da. Hie gut Württemberg allweg!

Aber wenn auch die persönliche Freiheit, welche der preussische Stipendiat geniesst, eine verhältnissmässig grosse ist, so können wir doch unser Urtheil nicht zurückhalten, dass beide Institutionen nicht mehr zeitgemäss sind und in einfache Geldstipendien verwandelt werden sollten, welche natürlich die gleiche Verpflichtung für den Staatsdienst im Gefolge haben müssten, wie sie heute für beide Institute besteht. Dabei wollen wir nicht die Zweckmässigkeit eines den Studenten vorgelegten und angerathenen Studienplanes verkennen. Aber ein solcher liegt bei den Medicinern, zum Theil auch bei den Juristen eigentlich schon in der Natur der Sache, besonders für den, welcher an einer einzigen Hochschule zu studiren die Absicht hat, während auch für die andern Wissenschaften eine derartige Norm von den Fakultäten vielleicht in kleinen, gedruckten Plänen ausgetheilt werden sollte, da es erfahrungsmässig zu häufig vorkommt, dass ganz junge Studenten Vorlesungen oder gar Uebungen annehmen, von welchen sie, da sie nur für reifere Studenten bestimmt sind, nicht das geringste haben können,

z. B. quellenhistorische oder epigraphische. Auch die Mittelexamina, wie sie in jenen Alumnaten vorgeschrieben sind, haben zweifellos viel für sich, und da ein bekannter preussischer Abgeordneter dieselben in der preussischen Kammer zu seinem Steckenpferd erhoben hat, so scheinen die Akten darüber noch nicht geschlossen zu sein. In jedem Falle ist ein Mittelexamen, welches nach vier Semestern abzuhalten ist, nach Analogie des medicinischen Tentamens für alle Fächer von um so grösserem Nutzen, nachdem fast überall das Studium auf der Hochschule wenigstens vier Jahre in Anspruch zu nehmen pflegt. Ein solches Examen sollte für die Juristen hauptsächlich Pandekten und Institutionen, für die Philologen griechische und römische Literaturgeschichte, sowie Geschichte und Encyklopädie der Philologie, für die Theologen Kirchengeschichte, Encyklopädie und hebräische Interpretation umfassen. Es ist zweifellos, dass dadurch zwei sehr günstige Folgen sich sofort zeigen würden. Einmal würden diejenigen, welche die ersten Jahre ihrer Studentenzeit nichts zu thun pflegen, zu welcher Kategorie bekanntlich überall vorzugsweise die Juristen gehören, zu dem gewissenhafteren Hören der Hauptvorlesungen angehalten werden. Dann aber würden die Eltern bei den Söhnen, welche überhaupt nur um des Vergnügens willen auf einer Hochschule sich aufhalten, durch die Nichtabhaltung oder die Nichtbestehung jenes Mittelexamens über die Zukunft derselben

schneller orientirt sein und könnten zeitiger ihre Söhne veranlassen, sich einer andern Thätigkeit zuzuwenden.

Also Studienplan und Mittelexamina bedingen noch nicht eine Alumnateinrichtung. Was aber diese aufzuheben pflegt, die Freiheit der Bewegung, ist ein so grosses Gut für den eben dem lästigen Schulzwang entwachsenen Jüngling, dass es unter keinen Umständen verkürzt oder entzogen werden sollte, da es zu einer angemessenen Entwicklung des Charakters unumgänglich nöthig zu sein pflegt.

Hoffen wir daher, dass die Regierungen bald eine Reformirung dieser Anstalten für eine Nothwendigkeit ansehen möchten.

XIX.

Die Seminare.

An Stelle des blossen Vortrags, welcher den Studenten die sorgfältig geschriebenen Collegienhefte verschafft, ist seit längerer Zeit der Gebrauch der Seminare aufgekommen, in denen einerseits, wie in der höheren Classe eines Gymnasiums, gefragt und geantwortet wird, andrerseits auch Themata zur Bearbeitung gestellt und dann von dem Professor zum

allgemeinen Nutzen durchgenommen und kritisirt werden. Am ältesten ist diese Einrichtung in der Philologie, wo wohl zuerst die Präparation der Studenten für eine bestimmte Stelle eines Schriftstellers, die selbständige Erklärung desselben und die Prüfung des Professors, wie weit er den Stoff verstanden und durchdrungen habe, eine derartige Uebung nahe gelegt haben.

F. A. Wolf, der Reformator der philologischen Methode, war auch derjenige, welcher die Seminarübungen dieser Art eingeführt hat, und bald darauf sehen wir solche Seminare in Halle, Leipzig, Göttingen, Berlin, Königsberg und Bonn entstehen. Dann kamen die Mathematiker, wo gleichfalls das selbständige Rechnen des einzelnen eine derartige Uebung begünstigt, dann die Historiker und ganz zuletzt wohl die Juristen, von denen einzelne Fakultäten sich erst in der allerletzten Zeit zu der Einrichtung derartiger Seminare entschlossen, und soweit uns bekannt ist, überall die besten Erfolge damit erzielt haben. Das berühmteste mathematische Seminar war viele Decennien hindurch in Königsberg, das desshalb von Fremden aus allen Ländern aufgesucht wurde.

Untersuchen wir nun die ursprüngliche Verfassung eines solchen Seminars, wie es seit Beginn dieses Jahrhunderts die Philologen und an einigen Hochschulen die Mathematiker gehabt haben, so war von Anfang an bestimmt, dass nur ein beschränkter Theil der Zuhörer Mitglieder davon werden konnte.

des Deutschen Reichs, dass gesündere Normen in Zukunft aufkommen und ein gewissenhafteres Verwerthen brauchbarer, wie das Ausschliessen unbrauchbarer Kräfte Platz greifen möchten, und dadurch der Capitalismus an den deutschen Hochschulen wieder — in einen bescheidenen Winkel zurückgeschoben werden möchte, von welchen aus sein Ruf macht- und wirkungslos in die Lüfte verhallen kann: „Er ist nicht beliebt!“

XXI.

Der Universitätsklatsch.

Man hat in der letzten Zeit bei Behandlung der Berufungsfrage der Universitätsprofessoren wiederholentlich hervorgehoben, dass die Personalfrage, ohne welche eine Berufung nicht ausgeführt werden dürfe, eben nur von einer Fakultät entschieden werden könne, da neutrale Commissionen oder die Regierung über die Persönlichkeiten der in Frage kommenden Lehrer nicht in gleicher Weise informirt zu sein pflegen. Einige dieser akademischen Puritaner sind sogar soweit gegangen, dass sie den akademischen Körper mit einem Offiziercorps verglichen haben, dem auch eine Persönlichkeit nicht

ohne Zustimmung des Corps aufgedrungen werden könne.

Versuchen wir es zunächst, die thatsächliche Behandlung der Personalfrage ins Auge zu fassen, und sie mit dem Verfahren bei anderen Berufsklassen zu vergleichen. Wenn der Minister einen Assessor zum Regierungsrath befördert, so wird er voraussichtlich dessen Examen und dann seine praktische Tüchtigkeit ins Auge fassen. Schwerlich wird er jemals das Collegium der übrigen Assessoren nach der Persönlichkeit ausfragen — wie viele vortreffliche Beamte würden dann wohl niemals zur Anerkennung gelangt sein? —, sondern er wird sich bei dem Vorgesetzten nach dessen Führung erkundigen, was im Grunde genommen doch nur auf die Frage nach der thatsächlichen Unbescholtenheit zurückgeführt werden kann. Auf weiteres wird er sich vermuthlich niemals einlassen. Die Culturstaaten haben schon liebenswürdige Beamten gehabt und unliebenswürdige: weiche und schroffe Charaktere, zugängliche und unzugängliche Personen, ohne dass das Amt dadurch wesentlich gelitten hat. Das eine ist vielleicht bequemer, das andere unbequemer, das eine wird vom Publikum vorgezogen, das andere nicht: indessen der Dienst braucht deshalb nicht zu leiden oder davon afficiert zu werden. Die Menschen sind eben in allen Berufsklassen verschieden geartet, und zwar zum grossen Glück; und es wäre traurig, wenn alle nach einer Schablone zugeschnitten wären.

Dass es beim Professorenstand anders sein sollte, ist schwerlich anzunehmen. Auch hier hat es seit allen Zeiten liebenswürdige und unliebenswürdige gegeben, zugängliche und unzugängliche Persönlichkeiten, zuvorkommende Menschen und grosse Flegel, solidere und leichtsinnigere Menschen. Oder glauben vielleicht die Verfechter der Personalfrage, dass unter den Ordinarien nur vollständige Tugendspiegel gefunden werden? Sollen wir ihnen einige Namen von Ordinarien anführen, die keine Keuschheitspriester oder gar solche, die keine Alkoholverächter oder Temperenzler sind? Sollen wir ihnen Ordinarien nennen, die sich fast jeden Tag betrunken haben?

Man wird also zunächst keinen vernünftigen Grund ausfindig machen können, warum bei einer Berufungsangelegenheit auf derartige persönliche Eigenschaften, sobald sie nicht Aergerniss erregen, ein grosses Gewicht gelegt wird, dass sie brieflich erkundet werden, in den Sitzungen vorgetragen werden und unter Umständen einen Einfluss auf die ganze Angelegenheit ausüben können. Dies Verfahren führt mit unfehlbarer Sicherheit zu den widerwärtigsten Uebertreibungen, Taktlosigkeiten und Indiscretionen. Uns ist in der That eine Reihe von Fällen, die wir namhaft machen können, bekannt geworden, in welcher eine als ganz sicher erscheinende Berufung im letzten Augenblick dadurch rückgängig gemacht worden ist, dass aus dem Brief eines Collegen oder nach persönlicher Erkundigung irgend ein Klatsch, mit-

unter aus weit zurückliegender Zeit, zur Kenntniss gebracht wurde. In allen Fällen haben die Freunde und Verehrer des Betreffenden es sehr bedauert, dass die gewünschte Persönlichkeit nicht berufen worden war. Die Erörterung der Frage, ob die betreffende Nachricht der Wahrheit entsprach oder nicht, glauben wir als ganz irrelevant bei Seite lassen zu dürfen. In keinem Fall wären die brieflich berichteten Schattenseiten bei einer andern Berufsstellung von irgend einem nachtheiligen Einfluss gewesen.

Ganz besonders abgeschmackt aber werden solche Urtheile in den Fällen, wo es sich in kleineren Ländern um Beförderung eines jüngeren Docenten derselben Hochschule handelt. Da werden mit einem Mal abgeblasste Ehemänner, die zum Spielball eines tyrannischen Weibes heruntergesunken sind, und Abends nur in das Wohngemach eingelassen werden, wenn sie versprechen, die Fakultäts- und Senatsangelegenheiten zu verrathen, die prüdesten Sittenrichter, Männer fangen an, Kleinigkeiten hervorzuheben, die eine höchst fragwürdige Vergangenheit haben, andere, denen die Frau Abends, wenn sie ausgehen wollen, Schlüssel und Hut versteckt, nennen einen etwas fester stehenden Ehemann einen grausamen Tyrannen, viele zeigen ein Interesse für interne Dinge, die in keiner anständigen Berufsklasse zum Gegenstand collegialischer Besprechung gemacht werden sollten. Ein Einzelner fühlt sich mit einem Mal

berufen, sich als Vertreter der öffentlichen Moral aufzuspielen, gleich als wenn ihn die Regierung dazu angestellt hätte, und er hält es für seine Aufgabe, den Rhadamanthys über die jüngeren Docenten zu spielen. Ein anderer muss seinem Tugend heuchelnden Weib folgen, welche einen Docenten verfolgt, der aus dem Garn ihrer verlangenden Coquetterie zu entschlüpfen gewusst hat. Doch man muss den Universitätsklatsch an kleineren Hochschulen persönlich erlebt haben, um sich ein richtiges Bild von diesem allmächtigen, bald erhebenden, bald stürzenden Dämon zu machen. Zunächst aber wollen wir vorausschicken, dass dieser Klatsch durchaus nicht unter allen Umständen herangezogen wird, sondern dass er nur wie ein deus ex machina in dem Augenblick hervorgezaubert wird, wo man ihn bei einem missliebigen Lehrer benutzen will, z. B. ein Avancement oder eine Honorirung zu hintertreiben. Bei guten Freunden vermag man ebenso leicht, und ohne Gewissensbisse zu bekommen, sich in Schweigen zu hüllen.

An einer kleinen Hochschule, an welcher gewöhnlich eine grosse Zahl von Professorenfrauen, z. B. mit Brillen auf der Nase, nichts anderes zu thun hat, als Klatsch aufzuschnappen, zu verbreiten und zu vergrössern, pflegt ein ganzer Bandwurm von Lügen über diesen und jenen Lehrer in Umlauf zu sein. Und es steht fest, dass bei nicht wenigen Professorenfrauen die vom Markt kommenden Dienst-

mädchen zuerst über den neusten Klatsch inquirirt werden. Der Klatsch beginnt deshalb mit den Kochtöpfen in der Küche und endigt mit dem Ehebett, und es muss als eine der bedauerlichsten Thatsachen des modernen akademischen Lebens bezeichnet werden, dass dieser Klatsch sich nicht scheut, sich tief in die Familienverhältnisse einzulassen und dann in der Fakultät aufzutauchen, was gleichfalls in allen anderen Berufsklassen unerhört ist. Ja, der erotische Klatsch, an dem manche Frauen mit Gefühlen des Neides participiren, pflegt an kleinen Hochschulen eine ganz hervorragende Rolle zu spielen, und Ehen sind fast gewaltsam auseinandergerissen worden durch den hin- und herwogenden Universitätsklatsch, der bald die eine Partei angriff, bald die andere, wobei diejenigen am meisten sich berufen fühlten zu schreien, entrüstet zu sein, anzugreifen und zu beklagen, die am allerwenigsten in die Verhältnisse eingeweiht waren. Unverheiratheten Docenten ist daher nicht zu rathen, mit einer Schwester oder Grossmutter zu leben, weil sie, missliebig geworden, sehr schnell den Verdacht eines unerlaubten Umgangs erregen würden. Katholische Theologen dürfen nur Wirthinnen haben, die 50—60 Jahre alt sind. Am schärfsten und rücksichtslosesten richten sich die Lügen des Klatsches gegen jene, welche aus irgend einem Grunde nicht an dem gesellschaftlichen Leben Theil nehmen.

Die nachfolgenden Beispiele sind historisch. Ein

süddeutschen Hochschule aus gegen einen Professor nach Berlin und nach einer andern Hauptstadt absolut verlogene Briefe geschrieben wurden, ohne dass es möglich war den Verfasser, der gerichtlich belangt werden konnte, zu eruiren, weil die Adressaten ihre Quelle naturgemäss verschwiegen. Und so wird es gewöhnlich sein, und jene Zunft der Lügner, Nachteulen, Verläumder, Ehrabschneider unter den Professoren wird ihr verwerfliches Treiben im Dunkeln stets fortsetzen können, indem sie sich dabei der heuchlerischen Maske der Entrüstung oder der Tugendhaftigkeit bedient.

Wir kommen jetzt zur Behandlung des zweiten Moments, d. h. zur Widerlegung derjenigen, welche die akademischen Verhältnisse nach Art der militärischen Disciplin zu regeln versuchen. Die, welche dies wünschen, übersehen dabei den einen Punkt, dass die Offiziere Corpsgeist besitzen, die Professoren nicht, dass die Offiziere eines Bataillons, die besonders an einem kleinem Orte zusammenleben müssen, Taktgefühl besitzen, welches sie hindert, die einzelnen Kameraden zu verlästern und in den Staub zu ziehen, die Professoren nicht. Bei den Offizieren pflegt es keine Clique zu geben, welche für sich den Ruhm der Sittenstrenge und der Unsterblichkeit in Anspruch nimmt, bei ihnen giebt es keine Parteien, die sich befehden und beschimpfen, bei ihnen giebt es nicht Rivalen, die sich zanken, heruntersetzen, und von denen der eine immer das Gegentheil von dem will,

was der andre. Bei ihnen sind alle unterthan einer höheren, unsichtbaren Macht, die über ihnen schwebt, während bei den Professoren einige wenige mächtige da sind, die geschmeichelt und vergöttert werden, wofür sie andre treten. Ein Offizier, der einen Collegen brieflich verleumdet, wird vom Ehrengericht aus dem Offiziersstand gestossen, ein Professor steigt dadurch wo möglich an Ansehn wegen seiner Verbindungen und seines Einflusses.

Ferner aber darf auch ein andrer Punkt nicht unerwähnt bleiben. Bei den Offizieren pflegt alles das für ihre Beurtheilung nicht in die Wagschale zu fallen, was nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Dienst steht, vorausgesetzt natürlich, dass kein Skandal oder kein Conflikt entsteht. Die verheiratheten Offiziersfrauen pflegen sich so wenig um die Poussaden der Lieutenants zu bekümmern, wie sie etwa nachrechnen, wie viel Gläser Bier der einzelne zu trinken pflegt. Gerade diejenigen Punkte, welche hier die am weitesten gehende Freiheit geniessen, werden in kleinen Universitätsstädten mit Argusaugen beobachtet, besprochen, verlästert, und gerade sie sind es, die nicht selten auf Veranlassung der dominirenden Frauen gegen einen Docenten geltend gemacht werden und manchen in der Beförderung schwer geschädigt haben.

Man wird darauf erwidern, dass der Docent ein Lehrer der Jugend sei, der er mit gutem Beispiel voranleuchten solle, der Offizier nicht. Man hat

dafür das schöne Wort „das sociale Leben“ erfunden, und süddeutsche Professoren haben sich nicht gescheut, solchen Unsinn drucken zu lassen. Auch hier ist zweierlei einzuwenden. Erstens pflegt sich die akademische Jugend nur in dem Fall um das Privatleben der Lehrer zu bekümmern, wenn einige Lehrer und das ganze System sie künstlich auf das Niveau von Schulknaben herunterdrücken, da die Lehrer überhaupt nur schulmeistern und nur bei Schulzwang Anziehungskraft ausüben können (so dass das Herabdrücken des Studententhums zum Selbsterhaltungstrieb des Lehrers gehört). Ein derdartiges systematisches Herunterdrücken der Studenten findet bisweilen in kleinen Ländern statt, wo die Freiheit, welche die Wissenschaft zur Voraussetzung hat, am wenigsten wahrgenommen wird, und die maassgebenden und einflussreichen Männer am liebsten aus der Universität eine Schule machen möchten, in welcher derjenige Arrest oder die Ruthe bekommt, der eine Vorlesung versäumt. Dann aber widerspricht ja jener Forderung durchaus, dass manche Ordinarien nach jenem Grundsatz sich nicht einzurichten pflegen. Ist es nun nicht ein seltsamer Zustand, dass von den jüngeren Lehrern, die noch rascheres Blut, grössere Lebenslust und mehr Vergnügungsbedürfniss besitzen, etwas beansprucht wird, als Lehrern der Jugend, von den älteren nicht, dass dort etwas für die ganze Zukunft zum Schaden gereichen soll, was hier völlig unbeachtet und straflos ist?

Auch in diesen Verhältnissen wird kaum der natürliche Takt des Professorenstandes irgend eine Aenderung oder Besserung herbeizuführen im Stande sein. So lange die Personalfragen in den Händen von Corporationen sind, in denen ein jeder einflussreichere Mann und besonders auch jedes herrschsüchtige und hosenführende Weib ihr Ueberwollen oder ihre Gönnerschaft zum Ausdruck und zur Wirkung bringen können, so lange werden jene Schattenseiten bestehen bleiben, welche Ungerechtigkeiten und Misshandlungen dauernd im Gefolge zu haben pflegen. Auch hier wird nur ein verstärkter Einfluss der Regierung Abhülfe verschaffen können, z. B. in der Weise, dass in allen Personalangelegenheiten an der Fakultätssitzung oder an der vorbereitenden Commission ein neutraler und uninteressirter Regierungscommissarius Theil nehmen muss, der die einzelnen Professoren von Thorheiten, Indiskretionen, Taktlosigkeiten zurückzuhalten und dasjenige Maass der Beurtheilung einzuführen hat, das jedem deutschen Beamten gegönnt wird und von der Zunft nicht selten mit solcher Gewissenlosigkeit überschritten wird.